Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 12

Artikel: Der ehemalige zürcherische Bauerngarten [Schluss]
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665967

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der ehemalige zürcherische Bauerngarten.

Von Gottlieb Binder.

(Schluß.)

Eine der bekanntesten und beliebtesten Zierblumen des alten Bauerngartens war die zwei Mal im Laufe des Sommers blühende „brennende Liebe" (Seifenkraut).

„In einem Gärtlein lachet
Manch Blümlein blau und rot,
Vor allem aber machet
Die brennende Liebe
Mir Not.
Wohin ich mich nur wende,
Steht auf die helle Blum',
Es glühet sonder Ende
Die brennende Liebe
Ringsum.
Brauch ihrer nicht zu warten,
Sie sprießet Tag und Nacht,
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe
Gebracht?
Die schlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll steh'n
Und flüstern: „Ach, da drinnen
Blüht brennende Liebe
So schön!"

Vom scharf duftenden Kirchenysop nahmen die Frauen Sonntags auch einen Zweig mit in die Kirche, damit er den allfällig sich einstellenden Schlaf vertreibe. Lavendel und „Veielichrut" legten die Frauen auch zwischen die Leinwand im Kasten, um die „Schaben" fernzuhalten und die leinenen Tücher aller Art mit Wohlgeruch zu füllen. Besonders ans Herz gewachsen waren mancher alten Frau das aschgraue Sträuchlein „Zypereß", der alte, wohlriechende, aber blütenlose Geranium und die Sammetblümli. Sie alle grünten und blühten fröhlich drauflos, lachten jung und alt freundlich zu und erinnerten wohl die eine oder andere Dorfschöne an das einst im Kanton Zürich heimische Volkslied: „I ha mim Schatz en Maie gmacht / er soll mer e hole am Samstig z'Nacht. / I han em dri ta Nägeli / Es sei kei fübrers Chnäbeli. / I han em dri ta Zyperes[1]) / Daß er miner nüd vergeß! / I han em dri ta Veielichrut / Jez han i gmeint / I sei si Brut. / I han em dri ta Majero[2]) / Wie bin i doch so herzli froh! / I han em dri ta Chillesoppe[3]) / Er sell mer au chli nahe tape[4]). / I han em dri ta Rosmeri / I hoff, er soll min eige si (Jakob Stutz)."

Den Überfluß des sommerlichen Krautwuchses von Majoran, Salbei, Lavendel und Chillesoppe banden die Hausfrauen in Bündel, die sie zum Trocknen in die gleich einer Apotheke duftende Kräuterkammer hängten.

[1]) Zypreß. [2]) Majoran. [3]) Kirchenysop. [4]) Ein wenig nachtasten, nachgehen.

Im Winter holten sie je nach Bedarf bald von dieser, bald von jener Sorte eine Hand voll und würzten damit Suppe und Fleisch. Auf die Metzgete hin trugen sie ganze Bündelchen Majoran, Ysop und Salbei aus der Kräuterkammer in die Stube hinunter, machten die Kräuter im Ofen „rösch", zerrieben sie fein und stellten sie bereit für den Metzger, der damit die Würste würzte. Die nämlichen, stark riechenden Kräuter verwendete man auch, um in Stube und Kammern „gute Luft" zu machen. Das Gefallen an diesen schweren Gerüchen war ja ebenso bezeichnend als erklärlich für die alte Zeit, wenn man sich die damaligen gesundheitlichen Verhältnisse vor Augen hält und bedenkt, daß die Zimmer selten gelüftet wurden.

Die genannten Würzkräuter nahmen im Garten ebenso viel Raum ein als der eigentliche Blumenflor der Schneeglöcklein, der Primeln, der Gelbveigelein, („Maienägeli", Goldlack), der Rosen, der brennenden Liebe, der weißen Lilien, der roten Nelken, der Ringelblumen oder Totenblumen, des himmelblauen Rittersporns und der blaßblauen „Jungfer im Grünen" („Gretel im Busch", „Frauenhaar"). Zur Sommerszeit lag ein stiller Glanz, eine heimliche Lieblichkeit über diesen Bauerngärtlein; man konnte sich kaum etwas Ruhigeres, Sanfteres, Friedlicheres denken als ihre von der Sommersonne beschienene Blütenzier. In der Stille der Blumengärtlein gewann man den Eindruck, die Zeit wandle hier viel gemächlicher dahin als sonstwo, sie nehme sich ab und zu sogar einmal die Muße — ganz still zu stehen. Im Garten des abgelegenen Dorfes war man vor dem Getriebe der lauten Welt ganz im Frieden. Manchem unserer Vorfahren half die Freude am Garten hinweg über diese und jene Widerwärtigkeit des Lebens, und für manche arme Frau bildeten die Blumen die einzigen Zeugen sichtbaren Reichtums.

Als erstes Zeichen des nahenden Frühlings begrüßte man das Gartenschneeglöcklein. Nach dem Glauben des Volkes begann die Amsel zu schlagen, sobald es blühte. Daher wird es im Volksmunde auch etwa „Amselblume" genannt. Aus seinem frühen Verwelken schloß man auf einen kurzen Sommer. Großer Beliebtheit erfreuten sich die Schlüsselblumen. Aus ihnen stellte man einen Absud her, der zur Stillung von Zahnschmerzen in die Nase gezogen wurde. Der Name Gelbveigelein steht in Zusammenhang mit dem veilchenartigen Geruch der Blüte. Das warme Goldbraun seiner Blüten fehlte wohl in keinem Bauerngarten. Das Gelbveigelein findet in vielen Volksliedern Erwähnung, meist als Sinnbild trauernder Liebe:

„Da bin ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein;
Dem ich alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne."

Der Verfasser sah in seiner Jugendzeit auf dem Kirchhof von Stadel das Gelbveigelein auf vielen Gräbern angepflanzt, neben Vergißmeinnicht, „Himmelrösli" (Narzissen), Monatsröslein, Rosmarin und Zypereß.

Überall, wo Blumen gepflegt wurden, war auch die Rose heimisch, das Sinnbild der Jugend und Schönheit. Sie ist die verbreitetste und am meisten besungene Gartenblume:

„Röslein am Strauche blüh'n
Lange Zeit nicht;
Lieb ist so lang nur grün,
Bis man sie bricht.
Nimm dir zwei Röselein
Auf deinen Hut;
Ewig bei'nander sein,
Tut auch nicht gut.
Wenn die zwei Röselein
Nicht mehr sind rot,
Wirf sie in 'n Bach hinein
Denk, ich wär tot."

Im Rundbeet inmitten des Gartens zog man da und dort neben der volkstümlichen Nelke die weiße Lilie. Einen breiten Raum nahmen die Nutzpflanzen ein: die Erbse, die Bohne, der Salat, der Rettig, der Kohl, der Kürbis, die Rübe, der Lauch, Sellerie und Peterli, der Johannisbeer- und der Stachelbeerstrauch. Üppig grünte der „Binätsch", dessen stachlige Samen die Hausfrauen jedes Jahr für die neue Aussaat sammelten. Überaus stark in die Höhe gingen die Sonnenblumen. Am Rande vieler Gärten wucherte auf irgend einem unbeschrieenen Fleckchen das Immergrün. Weil dieses auch in trüber, eisiger Zeit fröhlich weiter grünte und das Panier der Hoffnung auf eine bessere Zeit entfaltete, galt es dem Volke als Abbild der Ewigkeit, der Beständigkeit und der Treue. Als Sinnbild der Treue war es besonders den Jungfrauen geweiht. Verstorbenen, ledigen Töchtern flochten ihre Freundinnen aus Immergrün, das sie im Walde gesammelt hatten, Kränze um den Sarg und um die „Grabschrift", die an einem schwarzen Kreuze der Leiche vorangetragen wurde. Das Volk war auch des Glaubens, daß das Immergrün vermöge seiner Reinheit und Beständigkeit imstande sei, die Leichen während langer Zeit vor Verwesung zu schützen. Aus dem Gesagten dürfte die volkstümliche Bezeichnung „Toteblüemli" für Immergrün leicht erklärlich sein.

Auch des schlichten Holderbaums, der im „Scherbenwinkel" grünte, sei gedacht. Er blühte zur Zeit des Heuet und duftete dann stark und süß. Seine Blüten verwendete man zum „Chüechle" und zu Tee, während die herbstlichen, glänzend-schwarzen Beeren zu „Mues" eingekocht wurden. Die Knaben schnitzten aus den Stengeln Holderbüchsen und Stehaufmännchen. Pflege beanspruchten die Holderbäume nicht, und zufrieden waren sie bei den bescheidensten Verhältnissen. Unsere Vorfahren verehrten keine zweite Pflanze in gleichem Maße wie den Holder, sagten sie doch: „Vor em Holder sell mer de Huet abzieh." Setzte der Holder nach dem Verblühen viele Beeren an, so zählte man auch auf eine ergiebige Kornernte. Das Volk glaubte, der Holder besitze die Kraft, Blitz, Feuersgefahr, Seuchen und Zauberei vom Hause fernzuhalten. Es gab deshalb selten ein Wohnhaus oder eine Scheune, bei der nicht ein Holderbaum zu sehen war. Unter seinen Wurzeln vergrub man ausgefallene Zähne, abgeschnittene Haare und Fingernägel, um zu verhindern, daß die Hexen sich dieser Dinge bemächtigten und damit Unheil anrichteten. Litt im Zürcher Unterlande eine Kuh an der „Völle", so gab man ihr einen „Holderprügel" zum Benagen ins Maul. Die Holderblüten wurden auch etwa bei der Weinbereitung verwendet, lautet doch ein altes zürcherisches Rezept: „Wyn wolgeschmackt

zu machen wie Malvasier. Nimm Holderbluest, so vil du willt, jedoch schier ein Wannen voll. Streif das Bluest von den Stenglen uf ein wyß Dischlachen und laß das noch am Luft so teeren; darnach tu es in ein lyni Seckli und bhalts alles bis in Herbst." Gleich einem stillen, treuen Freunde, dem man sich in Freude und Leid gerne anvertraut, gehörte der Holderbaum lange Zeit zum Hause.

Die alten Bauerngärten waren aus Liebe, aus Sehnsucht und Frohsinn mehrerer Geschlechter entstanden. Da fand sich wohl kein Krümchen Erde, das nicht durch liebevolle, fleißige Hände gegangen wäre. Auf den Sträuchlein Chillesoppe, Zypereß, Majoran und Rosmarin hatten die Augen längst Gestorbener geruht; sie waren von der Urgroßmutter gepflanzt, von der Mutter als liebes Erbe treu gehütet worden, und den Enkeln hatten sie ins junge Leben hinein geduftet. Viele dieser ehedem in Frühlingsglanz und Sommerstille prangenden Blumengärtlein, die — voll Duft und Würze und Lieblichkeit — anmuteten wie gemütvolle Volkslieder, sind vergangen; andere dagegen sind erhalten geblieben als Erbe eines Geschlechts, das die heilige Ehrfurcht vor Graben und Säen besaß und erkannte, daß die Tiefe des Lebens hauptsächlich in der schlichten Naturordnung und scheinbaren Kleinheit der genannten Dinge besteht.

Von der elektrifizierten Gotthardbahn.

Das große Ereignis auf technischem Gebiet, das im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Schweiz völlig in Anspruch nahm und ganz Europa, voran Deutschland und Italien, in hohem Maße interessierte, war die Erbauung der Gotthardbahn. Auf dieses Werk hat man bescheiden und mutig zugleich Hoffnungen gesetzt, die sich rasch in greifbare Erfolge verwandelten und den beteiligten Ländern mit zur Blüte in Handel und Industrie verhalfen. Mit dem Durchschlag des Gotthardtunnels am 29. Februar 1880 wurde ein Wendepunkt markiert im Bahn- und Tunnelbau der Schweiz. Der großen Tat folgte eine Stille, dann kam 1906 die Eröffnung des Simplontunnels, des längsten aller Alpentunnels, dem der Gedanke der Durchbohrung des Gebirgs in der Höhe der Talsohle zugrunde liegt und der elektrisch betrieben wird. Dann wiederum eine kurze Atempause bis zur Erbauung der ebenfalls elektrisch eingerichteten Lötschbergbahn (Eröffnung 1913) mit einem Tunnel, der nach Höhenlage und Länge mit dem durch den Gotthard zu vergleichen ist.

In jüngster Zeit ist es wieder die Gotthardbahn gewesen, an der ohne viel Aufhebens ein Werk vollbracht wurde, das sich den frühern Taten ebenbürtig anreiht und der Energie, Ausdauer und Geschicklichkeit der schweizerischen Technik zum unvergänglichen Denkmal geworden ist.

Im Jahre der Betriebsübergabe der Lötschbergbahn reichte die Generaldirektion der schweizerischen Bundesbahnen ihrem Verwaltungsrat einen Bericht über die Einführung des elektrischen Betriebs auf der Gotthardlinie ein, deren Wünschbarkeit sie unter Hinweis auf die Erhöhung der Fahrgeschwindigkeiten auf den starken Steigungen, die Vereinfachungen und Ersparnisse im Maschinendienst, die Beseitigung der Rauchbelästigung und damit verbunden die Schonung des Personals empfehlen konnte. Der Weltkrieg hat das gesamte Schweizervolk erkennen lassen,